

Festrede anlässlich der 120-Jahr-Feier des BHU

Dresden, 10. August 2024

Dr. Justus H. Ulbricht

„Sehnsuchtswort – Sehnsuchtsort – Praxisfeld“ oder: Wo ist Heimat?

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Rößler, sehr geehrte Frau Präsidentin Gundelach,

gestatten Sie mir die Abkürzung der protokollarisch eigentlich gebotenen Anrede weiterer wichtiger Persönlichkeiten – und dies allein aus Zeitgründen, nicht aus Respektlosigkeit. Denn ich habe nur eine halbe Stunde, um über ein Thema zu sprechen, das viel mehr Zeit beanspruchen müsste. – Sehr hilfreich bei meinen Vorbereitungen war ein Satz, den mir das Netz via KI zukommen ließ, ich zitiere: „Eine Rede ist eine mündliche Präsentation vor einem Publikum. Hauptmerkmal einer Rede ist, dass der Redner sich vorher überlegt hat, was er sagen möchte.“

Ich werde im Folgenden nicht die verdienstvolle Arbeit des BHU kritisch einschätzen – das steht mir erstens nicht zu und zweitens müsste ich die alltäglichen Bemühungen des Verbandes und der mit ihm kooperierenden zahlreichen Heimatvereine genauer kennen.

Ich werde stattdessen einige grundsätzliche Bemerkungen und kritischen Anmerkungen machen zur Situation von „Heimat“ in unserer Spätmoderne. Dabei geht es um den seit 20 Jahren nahezu inflationär beschriebenen und ausgeloteten Begriff „Heimat“ selbst, weiterhin um das Selbstverständnis der AktivistInnen für das Heimatliche, schließlich auch um die politische Atmosphäre unseres Gemeinwesens, in dem wir uns um die „Heimat“ kümmern und Visionen eines

gelungenen Lebens entwerfen, in dem wir dann zuhause sind, Zugehörigkeit erfahren und Gemeinschaft finden – also angekommen sind in einem möglichst unentfremdeten Leben.

Dabei wird Heimat höchst individuell erlebt, mit ganz persönlichen Interessen und Hoffnungen verbunden; sie ist gleichzeitig höchst real im Berufs- und Alltagsleben, als Natur erfahrbar, als Umwelt erlebt und gestaltet – und zugleich bleibt Heimat „die schönste Utopie“ in einer rasant beschleunigten, offenen und daher höchst verunsichernden Gesellschaft, deren Zukunft für viele Menschen auch im gefährlichem unklaren, bedrohlichen Sinn offen zu sein scheint.

Ich möchte weiterhin einige Gedanken dazu äußern, was unserer konkreten Arbeit an und in der Heimat oftmals im Wege steht, nämlich die Bilder von „Heimat“ aus den Retorten und Glücksmaschinen unserer Medienwelt, der Tourismus- und Vergnügungsindustrie.

Und schließlich sei nicht verschwiegen, dass seit Zeiten der frühen Transformation, in der sich nicht allein der Osten unseres Landes, sondern auch der Westen verwandelt hat, dass also seit etwa 1990 „Heimat“ systematischer und offensichtlicher als früher besetzt wird mit politischen Diskursen aus dem antidemokratischen, neurechten und rechtsradikalen Spektrum unserer Gesellschaft – eine Aufladung mit politischem Sprengstoff, der wie andere Waren auch global verkauft wird.

Weiterhin werde ich versuchen, einige Überlegungen dazu anzustellen, warum 35 Jahre nach „Wende“ und „Wiedervereinigung“ – auch dies zwei eigentlich erst zu klärende Begriffe – warum also seit 1989/90 sich Ost und West in Deutschland weiterhin in bedenklichem Maße in ihren stereotypen Bildern des jeweils anderen Landesteils und damit in einer problematischen Selbstgewissheit und Selbstgerechtigkeit eingerichtet haben. Vielen Deutschen scheint ein spezifisches sozusagen immaterielles Kulturerbe zu fehlen, das den Umgang mit dem „Anderen“, dem „Fremden“ oder den „Brüdern und Schwestern“ einfacher und bereichernder machen kann: die Neugier.

Erwarten Sie jedoch im Folgenden kein kulturpessimistisches, gar düsteres Szenario unseres Umgangs mit Begriff und Sache der „Heimat“ – der geht es vielfach und an vielen Orten besser als man denkt. Mir selbst geht es jedoch manchmal so ähnlich, wie Christoph Dieckmann, der eines seiner schönen Deutschland-Reisebücher genannt hat: „Mich wundert, dass ich fröhlich bin“.

Dass ich in der Kürze der Zeit manches zuspitze, dient der Generierung von Aufmerksamkeit auf Veränderungsprozesse von Stadt, Land und Leuten, die sich bisweilen schleichend und daher zu wenig bemerkt vollziehen. Dass viele HeimatfreundInnen Vieles besser wissen, ist damit nicht in Zweifel gezogen.

Politische Heimat

Ich beginne mit der Aufladung von „Heimat“ durch politische Ideen, Visionen und Ideologeme. Unpolitisch war Heimat nie und auch der „Deutsche Heimatbund“, an dessen Geburtstag 1904 in Dresden wir heute erinnern, agierte niemals in unpolitischen Kontexten. „Heimat“ war schon vor 1871, also vor der Existenz des „Heiligen Deutschen Reiches Preußischer Nation“ – wie Zeitgenossen ironisch formuliert haben – ein Gegenbegriff zu „Nation“ und „Vaterland“, allenfalls das Unterfutter der Träume vom großen Deutschland oder gar der regionale und kulturelle Gegenbegriff zu jeglichen Nationsphantasien. Dass und wie „Heimat“ nach 1871 und in den folgenden Jahrzehnten politisch weiter aufgeladen worden ist, schließlich hemmungslos ideologisiert wurde zur Legitimation politischer Gewalt gegen andere Länder und Völker erhalten musste, ist breitest erforscht, ebenso wie die Rolle der Vorgängerinstitution des BHU in derartigen Kontexten. Das braucht also hier und heute nicht wiederholt werden.

Doch scheint es an der Zeit zu sein, die aktuelle Beziehung zwischen Heimat, Nation oder gar „Vaterland“ präziser zu klären. Nicht nur der BHU selbst, auch zahlreiche andere Landesverbände und Heimatvereine haben sich in den letzten Jahren öffentlich zu den Werten einer demokratischen Zivilgesellschaft, zur Demokratie und damit zur Bundesrepublik bekannt. Das ist ehrenwert, doch Bekenntnisse allein sorgen nicht dafür, dass ihnen eine entsprechende Praxis automatisch folgt. Denn diejenigen, die sich innerlich von den basalen Werten der Demokratie abgewandt haben, sind in vielen Vereinen, Parteien und Verbänden zu finden. Den Extremismen von „links“ oder „rechts“ hat sich längst ein „Extremismus der Mitte“ zugesellt. Eben diesen gilt es im eigenen Verein sichtbar zu machen, über ihn zu streiten mit Mut und Respekt und darauf zu achten, dass unaufgeklärte Formen von Heimatliebe und Nationalempfinden aus der eigenen Haltung und der täglichen Arbeit möglichst verschwinden. Denn erst dann kann eine Willkommenskultur im eigenen Verein und der eigenen Gemeinde entstehen, die Ausgrenzungen vermeidet und wirklich offen mit neuen Erfahrungen und neu hinzugezogenen Menschen umgeht – und damit meine ich nicht nur die sogenannten „Menschen mit Migrationshintergrund“. Willkommenskultur gilt auch für Nachbarn in der eigenen Kommune, für Zugezogene und außerdem auch für Touristen.

Bei der realen Schöpfung einer offenen, freundlichen und neugierigen Gesellschaft sind wir alle als BürgerInnen gefordert, Heimatvereine aber – wie ich finde – in besonderer Weise. Doch ich bin nicht so naiv zu glauben, dass für derartige Debatten neben der konkreten, alltäglichen Vereinsarbeit immer genug Zeit vorhanden ist.

Einer systematischen Ignoranz gegenüber der „Heimat“ von „links“ oder der gezielten Besetzung von „rechts“ ist ebenso hartnäckig wie wissenschaftsbasiert zu begegnen. Leider ist die Kluft zwischen dem Alltagswissen und den wissenschaftlich generierten Kenntnissen über die Herausforderungen unserer Spätmoderne vielfach sehr groß – „Spezialisten“ wie „Laien“ verharren in ihren jeweiligen Blasen, deren Wände bisweilen allzu dick sind. Ein Slogan wie „Heimat statt Zuwanderung“ etwa müsste im Dialog von Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit präzise danach befragt werden, was dort unter „Heimat“ verstanden wird, wie es um Migration, Zuwanderung und Einwanderung in unserer Gesellschaft wirklich steht und was die Heimat, deren Realien oder das Gefühl von ihr wirklich bedroht. „Integration“ ist kein Zauberwort zur Lösung sozialer und politischer Herausforderungen, sondern selbst Teil des Problems. „Integrationsparadox“ hat das der Soziologe Aladin El_Mafaalani genannt und damit darauf hingewiesen, dass gelungene Integration zuerst einmal zu neuen Konflikten führen kann. Im Bild gesprochen: Je mehr anfangs Unbekannte in der Heimatstube am Tisch sitzen, umso größer ist bisweilen das Gefühl von Fremdheit und Unsicherheit, umso mehr wächst der Bedarf nach Abstimmung, Ausgleich und Austausch....oder auch die Abneigung und die Abgrenzung. Das gilt es nüchtern ins Auge zu fassen und dann dialogisch und konstruktiv anzugehen. Wo ich mir dafür Hilfe und Expertise besorgen kann, müsste stärker als bisher in regelrechten „Handreichungen für Heimatfreunde“ unter sogenannte „Volk“ gebracht werden.

Es sind jedoch nicht allein Gefühle, Projektionen und Fremdheitserfahrungen, die die Heimat und mein Wohlfühlen in ihr bedrohen können, sondern oftmals knallharte Fakten:

Nur zwei Beispiele: Ausweislich der amtlichen Flächenstatistik des Bundes wurden in Deutschland im Vierjahresmittel 2019 bis 2022 jeden Tag rund 52 Hektar als Siedlungsflächen und Verkehrsflächen neu ausgewiesen. Dies entspricht einer Fläche von circa 72 Fußballfeldern täglich. Für Deutschland weist die amtliche Flächenstatistik 51.903 Quadratkilometer (km²) Fläche für Siedlung und Verkehr zum Ende des Jahres 2022 aus. Davon waren etwa 45,1 % versiegelt.

In der Corona-Krise mussten tausende Lokale schließen, danach kam es zu einer gewissen Erholung. Die Wiedererhöhung der Mehrwertsteuer aber wird für tausende gastronomische Einrichtungen das Ende bedeuten. Der existierende Stadt-Land-Gegensatz auch in diesem Fall wird zahlreicheren kleinen Gemeinden die einzige Kneipe am Ort kosten; in Großstädten wird das eher abgefedert.

Bäcker und Fleischer sind aus dem Dorf vielleicht schon länger fortgegangen und in Kleinstädten hat die Uniformierung des Waren- und Geschäftsangebots „oftmals zu wenig“ oder „überall dasselbe“ den traditionellen Handel ortsansässiger Familien vielfach zum Erliegen gebracht. Kneipen, Cafés und „Tante-Emma-Läden“ aber sind Heimattorte, für Begegnungen, Gespräche und Tratsch – ihr

Ende bedeutet eine Entheimatungserfahrung vor Ort, ohne dass man selbst weggezogen wäre. – Das Sterben oder Kränkeln des lokalen Handels aber ist nicht allein das Ergebnis anonymer Kapitalmächte oder sich selbst steuernder Marktmechanismen, sondern hat auch mit dem Konsumverhalten der Einheimischen selbst zu tun, die – wie viele von uns – um jeden Preis billiger einkaufen möchten statt besser, die lieber zum Supermarkt fahren als zum „Laden um die Ecke“ zu laufen.

Heimatbilder

Es kommt immer wieder vor, was das Lied von Gerd Natschinski und Manfred Streubel seit 1952 verspricht – und andere Nicht-Thälmann-Pioniere singen es seit 1989 einfach weiter: „Die Heimat hat sich schön gemacht...“, allerdings in Bildern von Gestern für die Hoffnungen von Heute und die Sehnsüchte für Morgen. Idee und Utopie von Heimat haben immer von Bildern gelebt, die sich der Einzelne machte oder die in der Gesellschaft, in Literatur, Kunst, Film und Fotografie entworfen wurden. Manche davon sind eigentlich schon vorindustriell vorhanden gewesen, halten sich hartnäckig auch in der Postmoderne und idyllisieren die Heimat bisweilen in einem problematischen Sinn. Und das Wort von der Flut vorgestanzter Bilder hat in digitalen Zeiten noch einmal eine höhere Konjunktur.

Diese Bilder können vom Eigentlichen ablenken und es dürfte auch nicht helfen ein „Heimatbier“ aus dem thüringischen Apolda zu trinken, zumal das Dosenbier aus Radeberg auch eine Heimat hat, nicht nur schlicht einen Produktionsort. Mit „Heimat“ werben weiterhin Baumärkte, Einrichtungshäuser und diverse Lokale. Das ist erlaubt, in Ordnung und bisweilen amüsant.

Doch die Absatz- und Existenzkrise zahlreicher kleinerer Agrarbetriebe etwa wird nicht dadurch behoben, dass „Bauer“ Frau „sucht“. Die „Bergretter“ retten nicht die Berge, sondern dort, im pittoresken Panorama gletscherfreier Gipfel, werden die Klischees über Berge, unvorsichtige Extremkletterer aus der Stadt, vor allem aber die Liebe einzelner Protagonisten gerettet. Dem „Bergdokter“ geht’s ähnlich.

Die „Landlust“ – so der Titel einer der erfolgreichsten, auflagenstärksten Zeitschriften Deutschlands – befällt regelmäßig und fast ausschließlich die städtische Mittelschicht. In diesen ausgedruckten Landbildern – 25 Zeitschriften dazu existieren aktuell gegeneinander auf dem Printmedien-Markt – wird in adretter Kleidung Brotteig geknetet, ein Nutzgärtlein geschaffen oder „Frühstücke im Freien“ inszeniert. Wer sich ein Häuschen auf dem Land nicht leisten kann oder will, der holt sich per urban gardening ein Stück Land in die Stadt, auf Balkon oder Dachgarten. Das sei jedem gegönnt und gestattet....aber:

Zur angeblichen Landidylle gehört inzwischen die Tatsache, dass die Autodichte dort größer ist als in den meisten Städten, muss man doch zwischen Leben und Arbeit individuell pendeln, ohne sich in bestimmten Regionen auf den ÖPNV verlassen zu können. Zudem wachsen auf dem Land, vor allem aber im Umland urbaner Siedlungsräume, die Grundstücks-Haus- und Mietpreise ständig an, denn viele Städter können sich das in der Stadt selbst nicht mehr leisten und drängen folglich immer weiter Hinaus. Rurbanisierung heißt dieser Prozess in der Forschung, der einigen durchaus neue Lebenschancen und -qualitäten eröffnet, anderen aber die Vertrautheit der Heimat kostet. Architektonisch uniformierte Einzelhaus-Siedlungen verdrängen mancherorts traditionelle Haus- und Siedlungsformen. „Gärten des Grauens“ hieß einmal das Themenheft einer Garten-Zeitschrift über Steingärten von der Stange. Das gleichnamige Buch wie der Blog des Botanikers Ulf Soltau spricht, ironisch-satirisch überspitzt von „Verbaumarktisierung, unökologischen Schotterwüsten, Kunstrasen, sterilen Krüppelkoniferen und Psychopathengärten.“

So schwindet manchmal die Schönheit, die die Zugezogenen eigentlich suchen und die Einheimischen von früher kannten. – Verschwinden können aber auch junge Leute, die einem anderen Leben als dem in der Heimat nachlaufen – seit Matthias Claudius kennen wir ja auch das „Hinausweh“ und nicht nur das „Heimweh. Zurück bleiben dann die Älteren, die Eltern und Großeltern, die Freunde aus Kindheit und Jugend. Familien verändern sich, heißt es allzu zahm, doch die Beteiligten verspüren eher Zerfall und Fragmentierung. Eltern freuen sich über das gelungene Leben der Kinder, vermissen diese jedoch zugleich – bisher ist die Rückwanderung der „Jungen“ in die alte Heimat überschaubar.

Seit der Wiedervereinigung 1990 hat der Freistaat Sachsen fast 700 000 Einwohner verloren. Das bedeutet einen Rückgang um 14 Prozent. Der Bevölkerungsrückgang ist nicht allein dem Wegzug geschuldet, sondern beruht vor allem darauf, dass seit den 1960er Jahren bereits mehr Menschen in Sachsen sterben als geboren werden.

Landschafts- und Verkehrsplaner, Statistiker und Soziologen wissen das alles, doch zur „Heimatkunde“ für Morgen muss es gehören, eine erkleckliche Anzahl solcher Wissensbestände zum Allgemeinwissen zu machen. Die Umbenennung der alten „Heimatkunde“ in „Sachkunde“ oder „Sachunterricht“ hat unbeabsichtigt dafür gesorgt, dass eine wesentliche Eigenschaft der Heimat schon aus dem Namen des Faches verschwunden ist. Heimat wird nämlich vor allem emotional angeeignet und ihr Besitz als Schatz erschöpft sich nicht in einer nur intellektuellen Annäherung. Man muss sie mögen oder vermissen, um von ihr mehr wissen zu wollen – und Sachwissen ist zwar eine mögliche Voraussetzung für das Kennenlernen der Heimat, aber nicht alles.

Oftmals bewahren Literatur und Kunst, aber auch Journalismus und Wissenschaft sowie intime persönliche Erinnerungen das von der Heimat, was woanders schon vergessen ist. „Über Menschen“ oder „Unter Leuten“ kann man in der Tat viel Lernen, in „Lütten-Klein“ muss man nicht gewohnt haben, um nun per Lektüre nachfühlen zu können, was es heißt, dort aufgewachsen zu sein. „Die verdrängte Zeit“ heißt ein Buch, das vom Verschwinden und Entdecken der Kultur des Ostens“ handelt. Andere thematisieren unter dem Begriff „Heimat“ den Versuch einer Rehabilitierung, andere sprechen über „Leichtigkeit und Last des Herkommens“, wieder andere verspüren einen „Phantomschmerz“ oder fragen sich wie es geht „Heimat [zu] finden“ in einer „ungewissen Welt“. „Eure Heimat ist unser Albtraum“ sagen, ja schreien diejenigen aus sich heraus, die immer wieder mit Alltagsrassismus, Aus- und Abgrenzung zu tun haben – und sei es nur mit der Aussage „Sie können aber gut Deutsch!“. Andere bearbeiten im Dialog die Frage „Heimat. Kann die weg?“. „Am Anfang war Heimat“ nennt sich ein Buch über ein „deutsches Gefühl“, „Woher wir geboren sind“ eines über „Deutsche Welt- und Heimreisen“ – letzteres auch ein zarter Hinweis, dass „Heimat“ global das Thema unserer Zeit ist und nicht nur die „Neuentdeckung eines verpönten [deutschen] Gefühls“. – Das waren alles Buchtitel, bei denen ich mich frage, welche davon in Gemeinde- und Stadtbüchereien angekommen sind, um hoffentlich von dem einen oder der anderen gelesen zu werden.

Ein weiterer Buchtitel bildet nun den Übergang zu meinen letzten Bemerkungen. Der Titel lautet „Das wahre Leben im falschen. Geschichten von ostdeutscher Identität“. Gebrauch und Missbrauch des Identitätsbegriffs wären Anlass für einen anderen Vortrag, jetzt nur so viel: Ich würde Dirk Oschmann widersprechen, dass „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“ ist, sondern es eher mit Steffen Mau halten, der unter dem Titel „Ungleich vereint“ darauf hinweist, dass „der Osten anders bleibt“ – und das wohl noch längere Zeit.

Heimat...aber wo? Ostalgie, West-Allergie und „Westalgie“

Ein künftiges, gemeinsames, über den Verlauf der „grünen Grenze“ hinausweisendes gesamtdeutsches Gespräch über „Heimat“ sollte in jedem Falle endlich einmal in Rechnung stellen – und in Kopf und Herz gerade der Westdeutschen verankern – dass die Menschen in den, auch nach 35 Jahren gern noch so bezeichneten „neuen Ländern“, eine Form von kollektiver Entheimatungserfahrung gemacht haben, die westdeutschen Bundesrepublikanern erspart geblieben ist. Gerade letztere sollten endlich einmal begreifen, dass die sogenannte „Transformation“ nach 1989 inzwischen Teil einer gemeinsamen deutschen Geschichte ist und das Nachdenken über Heimat bei allen Deutschen prägen sollte. Die jeweils „andere Hälfte der

Geschichte“ nach 1989 ist von der je anderen Hälfte des Landes also künftig mitzudenken. Es geht also um eine Ertüchtigung der innerdeutschen Dialogkultur und zudem um die Frage, welche Rolle gerade Heimatvereine spielen könnten, gerade diese Kultur – über bereits bestehende Kontakte hinaus – zu befördern.

Vor 34 Jahren wurde der Vereinigungsvertrag geschlossen, der aus zwei deutschen Staaten einen neuen Nationalstaat mit einer freilich oftmals nach wie vor geteilten Erinnerung gemacht hat. Die Frage, wie sich die – bisweilen immer noch „neue Bundesbürger“ genannten Deutschen – in diesem Staat fühlen, ist durch die Wiedervereinigung weder befriedigend beantwortet noch vom Tisch. Viele Menschen in Ostdeutschland jedenfalls fühlen sich unbehaust, unzufrieden oder unverstanden, folglich nicht beheimatet im emphatischen Sinn des Wortes. Zugespitzt könnte man formulieren, dass wir heute – 34 Jahre nach der Wiedervereinigung – die soziale und politische Quittung bekommen für die Vorgänge der frühen 1990er Jahre. Damals wurden für die neuen Bundesbürger nahezu sämtliche Alltagsroutinen und bis dahin gültige Gewohnheiten entwertet, ebenso wie oftmals die gesamte Biographie. Vertraute, wenn auch nicht geliebte, DDR-Verhältnisse schwanden über Nacht. Demokratie wurde möglich und eingeführt – ging jedoch einher mit einer massiven sozialen Destabilisierung. Die neue Freiheit kam auch als Markt – mit neuen Chancen, aber in aller Härte und mit unkalkulierbaren Risiken.

Solche Erfahrungen überwindern gerade in den Familiengedächtnissen und werden dann revitalisiert, wenn aktuelle Erlebnisse im neuen System bedrohlichen, undurchschaubaren, vor allem aber einen nicht sicher kalkulierbaren Charakter annehmen. Dies trifft in besonderem Maße für die Flüchtlingsbewegungen der letzten Jahre sowie die Dauerkrisen des Kapital- und Geldmarktes zu. Zudem wirkt die Berliner Republik als weitgehend utopie- und visionslose Gesellschaft wenig inspirierend. Gerade die aktuellen Asyl-Debatten, das Erlebnis der Corona-Pandemie sowie die andauernde Angst vor der Klimakrise, stellen in aller Schonungslosigkeit und Direktheit die Frage, inwieweit unser Gemeinwesen intern intakt ist, welche echten politischen und ökonomischen Partizipationsmöglichkeiten Bürger haben (oder erst einmal nur sehen) und wie Teile unserer Funktionseliten agieren und wahrgenommen werden. – Und sie stellen nicht zuletzt auch die Frage nach der Zukunft unserer heimatlichen Lebensverhältnisse.

Diese allgemeinen Einschätzungen entfalten in Regionen eine besondere emotionale und schließlich auch politische Virulenz, die nach 1989 einen radikalen Umbau sämtlicher Erwerbsstrukturen zu verkraften hatten. Vielen Managern dieses Umbaus war wohl zu wenig bewusst, dass auch der

Verlust eines Betriebes, von dem man wusste, dass er nicht effektiv und erfolgreich produziert, oder den man nicht unbedingt besonders schätzte – dass also das Verschwinden des alten Arbeitsplatzes nach 1989 einen immensen Vertrauensverlust hervorgerufen hat. Denn in diesem Betrieb hatte man – nie bedroht von Arbeitslosigkeit – manchmal über Jahrzehnte gearbeitet und seine Lebenszeit verbracht. Der Betrieb hatte zudem die Kinderversorgung und das Ferienangebot geregelt, war ein Ort auch der „kleinen Fluchten“ aus Mangelwirtschaft und politischer Zwangsbeglückung – und das „Kollektiv“ fühlte sich oftmals wirklich so und war zudem der soziale Ort des kommunikativen Bearbeitens – sprich des Betriebsklatsches – mit dem man Mangel- und Deprivationserfahrungen, politische Enttäuschungen und Sehnsüchte besprechen konnte. Und ein im Rahmen der DDR-Wirtschaft durchaus erfolgreiches Unternehmen wurde offiziell ausgezeichnet, gewürdigt, von den politischen Kadern belobigt – kurzum: geschätzt.

Ein allgemeinerer Gesichtspunkt kommt hinzu: Freie und offene Gesellschaften verlangen von ihren Bewohnern ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit und Orientierungsfähigkeit in der Unübersichtlichkeit der Verhältnisse. Wir leben schon längst in einer Weltrisikogesellschaft. Deshalb haben auch in unserer, auf den ersten Blick friedlichen, saturierten und sicheren deutschen Gesellschaft viele Menschen soziale Angst. Dies trifft wiederum gerade auf Angehörige der Mittelschicht zu, die genau wissen, was sie zu verlieren haben und die die soziale Fallhöhe in unserer Konkurrenzgesellschaft kennen. Wer hingegen schon unten ist oder sich am Rande der Gesellschaft fühlt, hat oft die Hoffnung verloren, da wieder herauszukommen. Die zunehmende, bis zur Verarmung führende Unsicherheit der Lebensverhältnisse im unteren Segment des Arbeitsmarktes schafft ebenso wenig Vertrauen in die eigene Zukunft wie die Erfahrung, dass makroökonomische Prozesse von unseren politischen Eliten kaum mehr gesteuert werden können.

Eine Antwort auf diese Herausforderungen ist eine Form der „Ostalgie“, in der sich viele Menschen an seinerzeit gefestigte, wenn auch fest überwachte Verhältnisse gewöhnt hatten. So entsteht im Gedächtnis eine DDR nach der DDR, in der man an der süßen Krankheit Gestern Kraft schöpfen kann im anstrengenden Heute.

All das letztgenannte, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, muss mit Kopf, Herz und Hand durchdrungen werden, im Interesse einer zukunftsfähigen Arbeit an, in und für eine „Heimat“.

Das Schlusswort gebührt Kurt Tucholsky, der im Exil kurz vor seinem Suizid einen kleinen Text geschrieben hat mit dem Titel „Heimat“. Dieser endet mit den Worten: „Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir. Und in allen Gegensätzen steht – unerschütterlich, ohne

Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert – die stille Liebe zu unserer Heimat.“ Auf diese Weise kann man es ja mal versuchen...

Ich danke Ihnen für das Zuhören.